

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 207 (1928)

Artikel: Bei den deutschen Brüdern in Alagna
Autor: Balmer, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374792>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

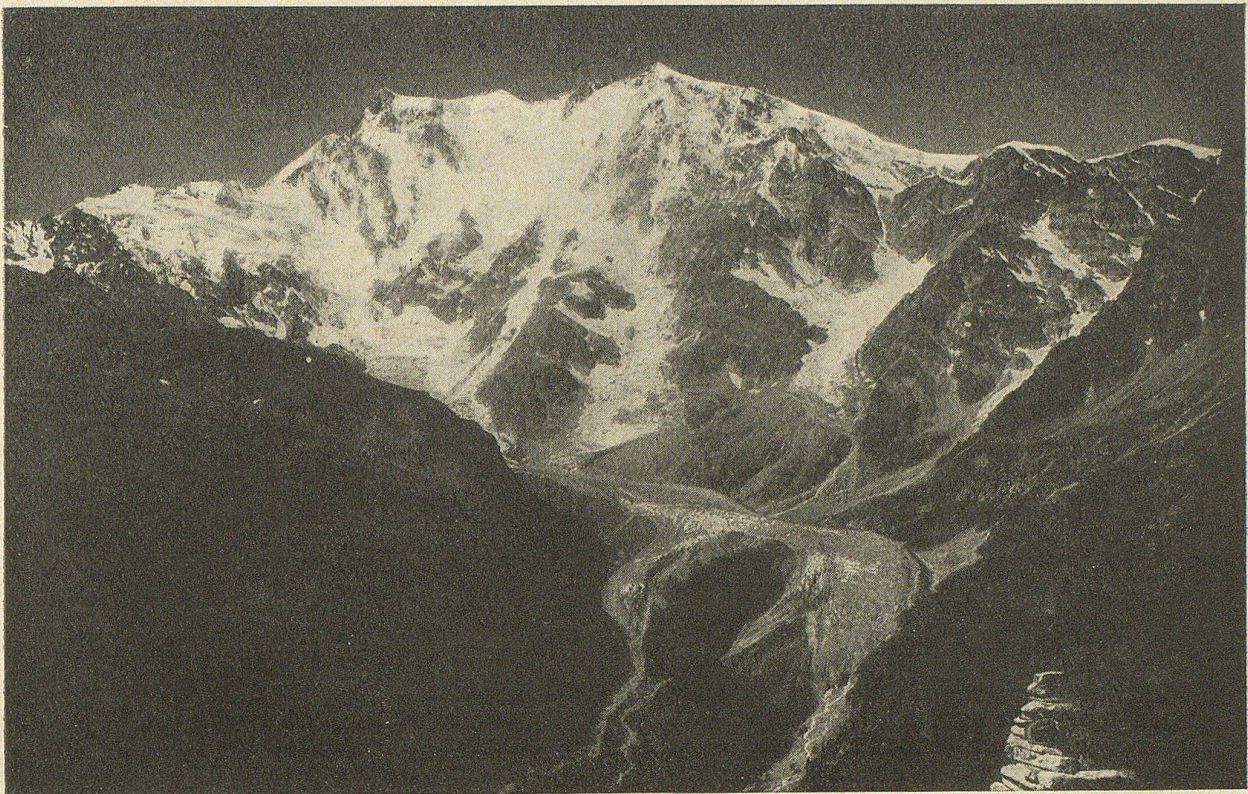
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Blick vom Monte Moro-Paß auf die Monte Rosa-Gruppe (italienische Seite).

Bei den deutschen Brüdern in Magna.

Von Emil Balmer.

1. Magna.

Ich nenne sie mit Absicht Brüder; denn steht nicht „Caro fratello“ über jedem Brief, der von Magna kommt? Schreiben können sie nämlich nur noch italienisch. Und beim Abschied sagt die Erminia einmal über das andere: „Du bist üse Brüeder, du muescht pfant (bald) umechol!“ Und wirklich, brüderliche Liebe und Anhänglichkeit verbindet mich mit den Bewohnern jenseits am Fuße des Monte Rosa. Sonst hört nur, wie sie meine Freunde und mich letzten Sommer in Sefital erwarteten und empfangen: „So um Mitte August herum kommen unser Drei wahrscheinlich über den Colle d’Olen zu Euch“, das hatte ich meinen Magnern geschrieben. Und was macht nun die gute Seele von Erminia? Sie beauftragt alle Sennerinnen auf den Olenalpen, ja recht aufzupassen auf die Wanderer in den Tagen um Mitte August — und wenn dann die Schwyzer kommen, dann sollen sie brüllu (brüllen, jauchzen) von Alp zu Alp, bis hinab nach Boudema (einem Weiler ob Magna), damit sie es höre und uns entgegenreisen könne. — Auf der ganzen Reise von Lötichen über den Bernhard nach Aosta, Bruffon und Gressoney lachte wolkenloser Himmel. Nur auf dem Colle d’Olen,

ienem wunderschönen Hochpaß, der das Sefital mit dem Val de Lys verbindet, dort oben in der großartigen Steinwüste, überraschte uns ein dicker brauender Nebel, der den helllichten Tag im Augenblick verfinsterte und sich drohend und schwer auf Gipfel und Felsenzähne legte. Nach einer kurzen Rast im wohlthig warmen Berghaus, wo sympathische Touriner Hochtouristen am prasselnden Feuer plauderten, tappten wir wieder in der grauen Finsternis auf jäh abschließendem Pfad abwärts. Jeder von uns hatte mit sich selbst zu tun, und so verloren wir uns bald im grauen, wallenden Meer. Herdenläuten aus dem Nebel ließ mich eine nahe Alp ahnen und siehe, welch schönes Bild tritt plötzlich aus dem Grau hervor: Eine junge Hirtin sitzt auf hohem Fels und läßt ihre rehbraunen Augen wie Pfeile auf mich niederschließen.

„Grüßech wohl!“ So mein Gruß nach heimischer Sitte. — Jetzt beginnt’s zu zucken und leuchten auf dem feinen Gesichtlein des Mädchens und gespannt und stoßweise kommt es hervor: „Chemet ihr von der Schwyz?“ — „Ja!“ — „Chemet ihr von Bäre?“ — „Ja!“ — „Snd ihr der B?“ „Ja, der bin ich, aber wie könnt Ihr nur meinen Namen wissen?“ rief ich im höchsten Grade er-



Das junge Bartuli.



Onkel Hans.



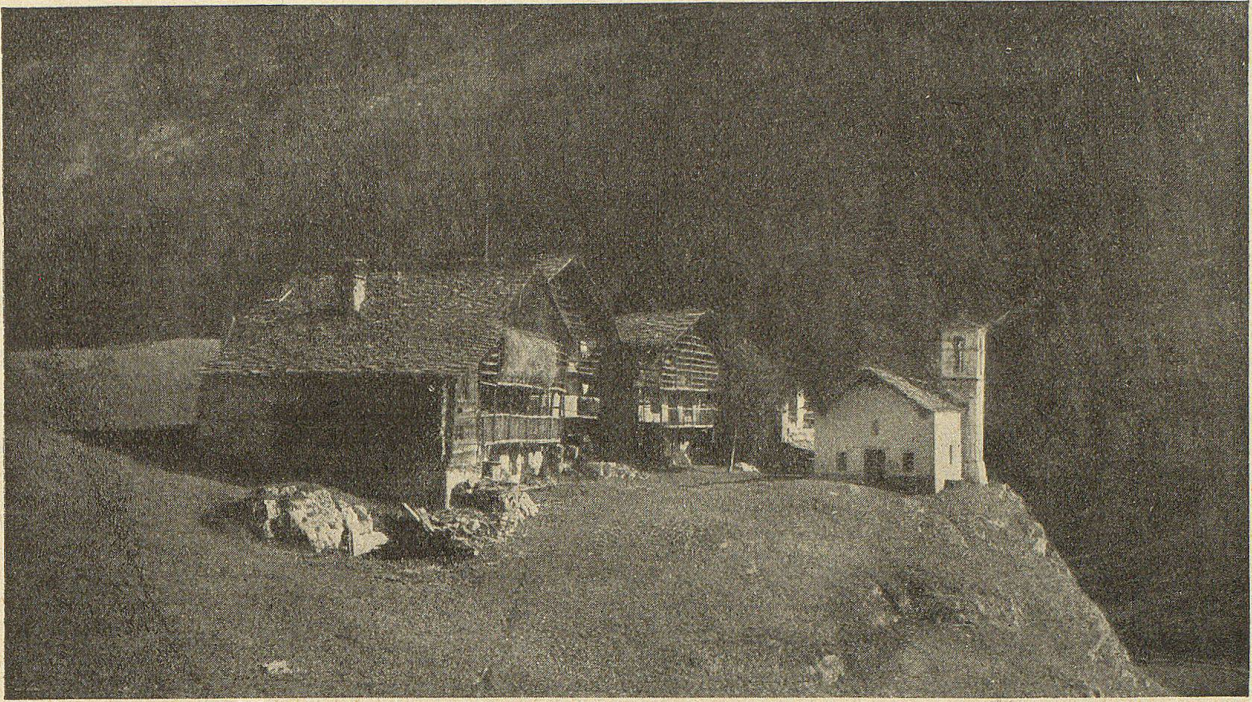
Das alte Papi (Bäbi) beim Spinnen, rechts und links Erminia und Cacajena (Kathri.)

staunt. Doch sie hatte nicht Zeit zum Antworten. Blitzschnell sprang sie auf den obersten Fluhabsatz, rechte ihren schlanken Leib, der in kleidsamer, hübscher Tracht steckte, formte die Hände vor dem Munde zu einer Muschel und schrie dann mit hoher, schriller Stimme, so daß es zwei-, dreimal wiederhallte an unsichtbaren Felswänden: „Chimm Tonni! Chimm garing garing (geschwind!) D'Schwyzler sind da!“ — Dann kam die Tonni auch heraufgekrabbelt und alsbald ertönte ein Brillju und Huru (Jauchzen) von Alp zu Alp bis hinunter ins Sefiatal. Der nasse Nebel hingegen löste sich mittlerweile auf in einen feinen Sprühregen. Auf einer untern Alp wurden wir von den Sennerinnen bereits freudig begrüßt. Sie lauerten unter ungeheuren farbigen Schirmen am Boden und strickten und plauderten um die Wette. — „Dir müeßt's nid la räge“ rief ich ihnen scherzend zu. — „Räge, räge? — was will dos schäge? was tiet der reidu?“ (was spricht ihr für eine Sprache) So fragten sie und schauten einander kopfschüttelnd an. Ich machte mich nun mit Gebärden verständlich und sogleich merkten sie den Spaß. — „Ach, wattru mäint er — wir sollensch nid la wattru, hahaha....!“ (wattru = wettern, regnen).

Als aber die Nebel sich hoben, als die Sonne die grauen schmutzigen Schwaden mit ihren Strahlenbündeln durchbrach und auf einmal drunten die Sefia silbern durch den Talgrund schlängelte, als die Monterosa wie neugeboren sich in wunderbarer Klarheit über dem Tagliafferro erhob, da ward unsern Wanderherzen so wohl und einen dreistimmigen Jauchzer sandten wir hinab ins grüne Tal. Prompt kam die Antwort, und wie wir genauer hinspähten, da sahen wir sie auch den Saumpfad hinaufkommen. Ihrer zwei waren es, und sie eilten und winkten mit Tüchern und das blendend weiße

Heud glitzerte in der starken Sonne aus dem schwarzen Bugiardi (Nieder) heraus. So eilten sie uns entgegen — wir hinab und sie bergauf, mit klopfendem Herzen und voll freudiger Erregung und bald darauf umspannten uns die vor Freude zitternden Arme unserer ennetbirgischen Schwestern. Die gute Erminia und das junge schöne Cacali (Kätli) waren uns richtig entgegengeeilt. Hand in Hand ging's hinab in den Grund. In Boudema aber, da war ein leckeres Mahl für uns gerüstet von Bangadu (eine Art Minestra), Stambung und Mellindsche (Küchli), und die ganze Verwandtschaft war zusammengeströmt, um unsere Ankunft zu feiern!

Es kamen nun wieder herrliche Tage, wo wir hinaufstiegen ins wildromantische Diertal oder nach der Alpe Camp, die schon seit ewigen Zeiten der Familie Prato gehört und wo seit vielen Jahren die Mathilde als Maffaire (Sennerin) waltet. Waren wir aber zum Bergsteigen zu faul oder zu müde, so streiften wir in den terrassenförmig und rebbergartig aufgebauten Matten umher und suchten in dem lauschigen Buschwerk, das die Aeder umsäumt und aus welchem saftig rote Weichselkirschen lockten, ein schönes Ruheplätzchen. Dort fand mich auch das Bartuli (Barbera) hingestreckt und in den blauen Himmel träumend. Es setzte sich zu mir und fing an zu erzählen. Von seiner Jugendzeit und was es von alten Leuten noch sagen hörte. — Da fing ich an zu bewundern, wie sich urwüchsiges Schweizertum, schweizerischer Sinn und Geist, schweizerisches Leben und Denken in wunderbarer Reinheit auf den Sprachinseln jenseits des Eiswalles der Walliserriesen erhalten hat. Und wie die letzte verkrüppelte Aroe klebt am Firnenrand und sich todesmütig dem herannahenden Gletscher entgegenstemmt, so wehrt sich der alte



Der Weiler „Biel“ bei Gressoney.

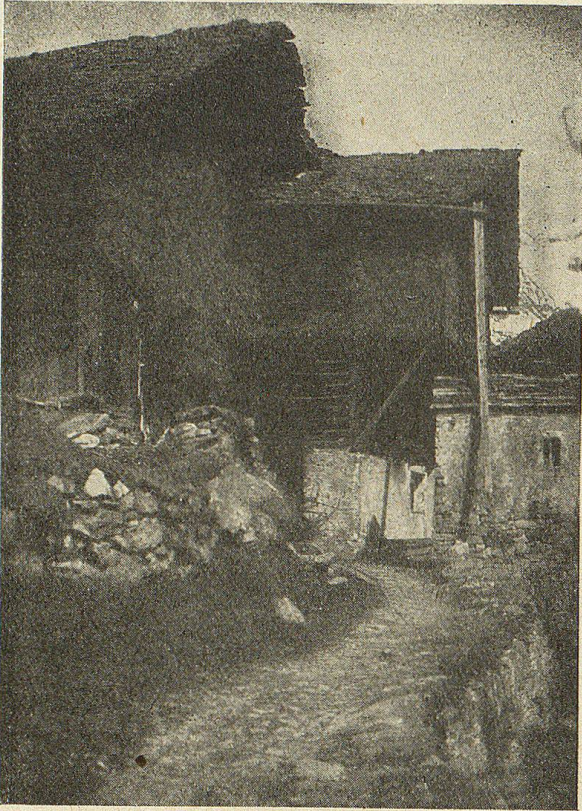
(Phot. von Val. Curta.)

Walliser drunten in Italien mit Zähigkeit und Hartnäckigkeit für seine Muttersprache, für sein eigenes Wesen. Zwar beleckt die neue Welt hart die Schwelle seines festgefügtten, hablichen Hauses und eine zeitlang, im Hochsommer, da kommt die Flut der Sommerfrischler von der Poebene herauf und überschwemmt auch die oberste braunschwarze Hütte und die höchste Alp. Da wird dir auch sofort der himmelweite Unterschied auffallen zwischen der seidenen Mailändereleganz und der Einfachheit der anspruchslosen Einheimischen, die in wahrhaftem, selbst gesponnenem und selbst gewobenem Gewand einhergehen. Doch diese Uberschwemmung dauert zum Glück zu wenig lange, als daß an den biedern Wagnern etwas von der modernen Ueberkultur haften bliebe. Noch tragen alle Mädchen und Frauen die schöne, ernste Tracht, noch steht in jedem „deutschen“ Haus Spinnrad und Webstuhl und der Hanf wächst bis hinauf zum Fuß der himmelhohen Felswände, und wenn dann im Winter die obern Stuben des Hauses geschlossen werden und die Familie unten in den Goden (Gaden) zieht und die Menschen so eng beisammen wohnen, spinnen und plaudern, da kann es wohl vorkommen, daß zuweilen noch ein altes deutsches Lied ertönt und vielleicht aus dem zahnlosen Mund einer Oldaiu (Großmutter) den Jungen eine sinnige Sage kund wird. — So blühen Lieder und Sagen noch wie kostbare Blumen in stillster Verborgenheit — wer sie aber findet, der ist entzückt ob ihrem seltenen güldenen Glanz! — Sitten und Bräuche haben sich dagegen noch viel besser erhalten. „Gesch du auch es Hollwyh?“ fragt mich das Bartuli mit schelmischem Blick und schwingt einen vollbe-

hangenen Kirschenzweig über meinem Mund. (Hollwyh heißt holdes Weib oder Geliebte.) — Und wie ich traurig den Kopf schüttle, da meint sie, das sei aber schade, wenn ich ein Hollwyh hätte, so müßte ich hier im Land (Land = Aagna) hochzihen, das gäbe dann noch ein lustiges Fest! Und dann erzählte sie mir von ihren schönen alten Hochzeitsbräuchen.

Der erste Brauch heißt: Gange wer ga luege d'Brut! Etwa vierzehn Tage vor der Hochzeit gehen die jungen Burschen des Dorfes in das Haus der Braut. Sie werden dort bewirtet, einer spielt auf und es wird fröhlich getanzt in der Stube.

Einige Tage später geht gegen Abend eine Freundin der Braut nach dem Haus des Britjing (Bräutigam). Auf dem Kopf trägt sie ein neues wunderschönes Sgafeli (Körbchen) mit zwei neuen Holzschüsseln, zwei Holzlöffeln und einem Ring Hanf darin. Die Freundin wird begleitet von einer ältern Verwandten, etwa einer Tante der Braut, dem sogenannten „Mittelwyh“. Diese trägt in einer Carpiu (Hut) einen Teil der Wäsche der Braut. Der Britjing erwartet die beiden unter der Türe. Einen Fuß hat er in der Stube, den andern im Schopf (Laube). Er nimmt die Geschenke in Empfang und küßt die Freundin. Nach einer dargebotenen Erfrischung geht er mit den zwei Frauen hinab ins Land in eine Wirtschast. Dorthin kommt dann auch die Braut mit Gespielinnen und Jugendlameraden. Fröhlich wird gefaselt und gefeiert, aber plötzlich ist die Braut verschwunden. Sie eilt heim in ihr väterliches Haus und versteckt sich dort in einer Ecke oder in einem Gänter (Schiff). Wie die Gesellschaft das Verschwinden der Braut be-



Heuschöber im Ottertäl bei Magna.

merkt, nimmt alles reißaus und geht ihr nach. Der Weg zu ihrem Haus ist aber inzwischen von andern Burschen schnell mit allerlei Hindernissen, Holztrümmeln, Reiskwellen, Karren und großen Steinen versperrt worden. Diese Sachen müssen alle zuerst weggeräumt werden. Dann aber stürmt alles ins Haus der Braut, eine jede Gede wird untersucht — endlich findet man sie irgendwo zusammengekauert. Es gibt ein lautes Geschrei, alles tanzt um sie herum und ein jeder Bursche hat das Recht, ihr einen Fuß zu geben.

Am Vorabend der Hochzeit kommen die Kameraden und Freundinnen und bringen ihre Geschenke. Sie legen sie in die Hochzeitstruhe der Braut. Wenn alle Geschenke darin sind, sitzen die Brautleute vor dem Haus auf die Truhe, oder wie sie sagen, den „Uker“. Die Burschen tragen nun die Truhe samt Brautpaar in das Haus des Bräutigams. Dort wird die Braut erstmals von den Eltern des Bräutigams empfangen und geküßt. Es folgt ein lustiges, doch keineswegs ausgelassenes Fest, eine „Luschtborkait“, wie der Wagner sagt. Nachher begleitet der Bräutigam die Braut wieder nach Hause. Zum letztenmal schläft sie in ihrem väterlichen Haus. Am andern Tag ist Hochzeit! Wenn der Bräutigam die Braut holt, so begleiten ihn zwei Geiger bis vor das Haus; dazu singen sie:

„Tue nid grüne
Du bisch myni

Sättisch di nid gheiß
Nu gohn di gei!

(Weine nicht, du bist mein — hättest du dich mir nicht versprochen, jetzt hole ich dich!)

Aber lachen konnte das Bartuli, als sie mir das alles erzählte! „Und ds ganze tuesch du schrybe — tuesch du mache a Gschrift darvo?“ Und als ich ihr erklärte, daß ich große Freude hätte an solchen alten Sachen und daß ich gerne noch deutsche Lieder hören würde, da riß sie mich vom Boden auf. „Chimm“ rief sie, „chimm, wir welle go a spaß (spazieren), wir welle go zu myner Oldau, zur lenge Zone im Kong (am Rain) chimm garing (komme schnell!)“

Der Kong ist ein Weiler von Magna, hoch oben klebt es am steilen Hang und auf überhängenden Lauben glühen Nelken und Geranien. Die „lengi Zone“ sei die älteste Wagnerin, plaudert das Bartuli — sie könne noch viele dytschi Lieder singen. — Wir fanden die Zone im Führrhus (Rüch) am Herde fuchtelnd. Ein uraltes großes, hageres Weib mit braungelbem abgemagertem und knochigem Gesicht, gelbweißen Haarsträhnen und hervorstechenden, ebenfalls gelblichen Zähnen. Aber aus tiefen Höhlen blitzten hellfunkelnde Augen! — Etwas Hexenartiges hat sie an sich. — Wir treffen es gut. Die Zone ist hellauf, hat ihr doch ihre braune Geiß einen halben Liter mehr Milch geschenkt als sonst. Das macht die Alte froh und sie fängt an zu singen, ohne daß wir sie lange darum bitten müssen. Wie die Alte mit ihren feurigen Augen da am Herde sang, das werde ich nie vergessen:

„Da kommt daher e schöne junge Herru!

O schöni Jungi wellt dir mich? —

O näi, o näi du schmole Tritt

Du willst wohl un i will nit!

Da kommt daher e schöne junge Schnyder!

O schöni Jungi wellt dir mich? —

O näi o näi du Schnyderzma

Gang du nur furt enandrena!

Da kommt daher e schöne junge Schuhmacher!

O schöni Jungi wellt dir mich?

O näi, o näi Schuhmacherdroht

So-n-di gseh, so fürcht' mer droh!

Da kommt daher e schöne junge Schmied!

O schöni Jungi wellt dir mich?

O näi, o näi du Guggersfür

Die junge Mätli find so tüür

Da kommt daher e schöne junge Chiefer!

O schöni Jungi wellt dir mich?

O näi, o näi du Chieferzma

Du träisch mer ds Chind im Legret (Wiege) na!

Da kommt daher e schöne junge Bättler!

O schöni Jungi wellt dir mich?

O jo, o jo, du Bättlerzma,

Im Strou du lahsch mi ligge

Ds Brot geisch mer ga bitte!

O jo, o jo, du Bättlerzma

Di mecht i, jo di mecht i ha!“

Das lustige Liedlein habe ich der Zone dann sofort nachgesungen. Das freute sie mächtig: „Nu

gseid, nu gseid (schaut nur!) nu chan er's scho!
Und ihre Augen leuchteten. Schalkhaft fuhr sie weiter:

„Ich ging emol spazieren — mh!
Ich ging emol spazieren
Mit einem schönen Mätteläin — haha!
Ich fohrte sche im Gorete (Garten) — mh!
Ich fohrte sche im Gorete
Und broch'eren ab es Mus'chgetto (Maiglöcklein) — haha!

Traurig fast klang dann das andere kleine Liedlein:

„Mäi Schwäbeli gäit überdure
Mit säinem Troppeli Beh —
's chimmt nid zue mer ine
's het mi zletscht Mol gseh —
O Wei! — 's het mi zletscht Mol gseh!“

Die Jone sang sich ganz in einen Eifer hinein. Erinnerungsfener hatte ihre welken Wangen rot gefärbt. Alles, längst Eingeschlafenes ist plötzlich in ihr erwacht und sprudelt nun hervor, wie ein lang verhaltener Duell aus gebrochenem Gestein. „Schwyzer, Schwyzer!“ ruft sie und sieht vom Herd auf, „jetzt kommt eins für Euch!“ Und sie singt weiter:

„Im Nargau sind zwäi Liebi
Sie hatten einander so gär, gär, gär!
Der Jungtnab, der zieht in d'Fremdi
Wann kommt er wiederum häim?
Das anderi Johr und dos im Summer
Dann kommt er wiederum häim!
Das anderi Johr dos isch vorüber —
Du bisch mai (nie) wiederum häi!“

... Ich mußte ihr dann auch einige Abseligartelieder singen und sie hatte ihre helle Freude daran. Und immer tiefer und schöner leuchteten ihre Augen. Das habe sie auch gesungen als junges Mädchen, sagte sie erregt — „jo, jo“ meint sie klagend, und der Glanz erlischt plötzlich auf ihrem Gesicht „jo, jo, ds Jungtum isch lang, lang verby ...“ Sie wendet sich wiederum dem Herd zu, schiebt die halbverglühnten Kohlen auf der Trächu (Herdplatte) zusammen und fängt dann ganz leise und schwermütig an zu singen. „Dos isch ds Rufferlied!“ flüstert mir das Bartuli ins Ohr, und wir lauschen beide atemlos der einfachen aber tieftraurigen Melodie:

„Ist es nicht so wirklich wahr,
Und was ich hab vernomme;
Daß so viele tufsig Ma
Sind im Rufferland komme! !
Mit Kanon und Stüd und Schwerz
Sind sie zum Strich versche
Bil zu Fuß und viel zu Bhard
Sind im Rufferland geche!
Ein französischer Offizier
Spricht: alles ist verloure
Unsere schöne junge Leut
Sind im Schnei erfroure!
Engeland, Hispania
Si tüe Vittorium sänge
Frankrych mueß zerrisse sein
Süsch ätts keinen Kride!“



Lystaler Trachten.

... Noch viel mehr hat sie uns gesungen, die alte brave Jone, aber oft wußte sie die Worte nicht mehr ... So fing sie auch das bei uns wohlbekannte lustige Liedlein an: „Ich ging emal bei der Nacht“, nur waren auch hier, wie bei fast allen übrigen Liedern, die Melodie und der Text stark verändert. Sie sang:

„Ich ging wohl bei der Nacht
Durchs Fenster in
Ich ging wohl bei der Tür
Schnelleri, felleri, rugg, rugg, rugg...!“

„Hohoooo! — Hohohohohoooo!“ Endlich hörten wir das Huru vom Tal herauf. Das Anni hatte uns schon lange gerufen; die schuri Bangadu war längstens weich gekocht und spie und pfupfte im Brunz (Kessel über dem Feuer). — Wir nahmen Abschied von der Jone. „Gott danki, Gott danki!“ rief sie einmal über das andere und Tränen stiegen ihr in die hellen Augen. — In Sprüngen ging's nach St. Niklaus. Drüben an der Monte Rosa erlosch das tiefe Rot und nur von der Capanna Margherita blühten die Fenster in den letzten Strahlen. Blaue Nachtschatten stiegen rasch aus der Tiefe empor. — Das Anni schimpfte mit

uns: „Wir hain lang, lang mieffe baitu (warten), nu hain wir g'gasse!“ Im Schopf spielten die Kinder — die flachsblonde Pia wiegte den kleinen Peider in den Schlaf:

Rucker, Rucker, Edilmo (Edelmann)
Setz dich fun a dirren Wsch
Hob dich fast — trig mer nid
(Hebe dich fest — betrüge mich nicht)
Wie mängs Johr willt mer loh!“

Im spätern Abend, als wir alle in der herrlichen Kühle der Laube saßen und nur das Rauschen der nahen Sefia zu uns hinauf drang, da erzählte das Anni alte, fast vergessene Sagen und Bräuche. Und immer deutlicher erschien vor mir das Bild der alten Wallser.

„Und ds ganze tuet er schrybe“ lacht das Bartuli wieder und will mir das Notizbüchlein aus der Hand stehlen. Da steht die Erminia auf, nimmt die Kerze und führt mich hinauf in meine Stube. „Ins Bett, ins Bett!“ sagt sie mütterlich besorgt „du bist proprio miede, i g'sahn der's a!“ — Und wie sie die schwere eichene Türe mit dem ungeheuren Schlüssel zumacht und in ihren Finken langsam über die Laube schlürft, da ruft sie noch zurück: „Schlof woul, schlof woul!“

Und wirklich, ich habe herrlich geschlafen in dem hohen Laubbett droben im Sefiatal.

2. Gressoney.

Von den Tälern südlich der Monte Rosa ist das Tal von Gressoney oder das Val de Lys vielleicht das schönste. Nicht so furchtbar und erschreckend jäh ist hier der Abstieg von den hohen Wallisern wie in Macugnaga, aber in wundervoller Breite und Majestät stimmern die Silberfirnen und Gletscherzungen des Lyskamm und der Vincent-Pyramide. Und diese Schneeriesen sind aufgebaut und aufgetürmt über dunkelblau schimmernden Vorbergen, deren Hänge in feinen Linien niederfließen, um unten im weichen Dunst des Tales zu verschwimmen. An Lieblichkeit und Großartigkeit steht das Tal von Gressoney keinem schweizerischen nach. An Bünden mahnen einem wohl die ernstern, harzduftenden Tannen und Lärchen — der Lyskamm ist zu vergleichen mit dem Balü oder der Blüemlisalp — und doch ist es nicht dasselbe. Der warme Hauch des Südens umweht und liebkost schon die eiserstarrten Gipfel, heller und lichter sind die Farben, leichter und sonniger die Nebel. — Aus Tannenwipfeln heraus grüßt von weitem das graue mächtige Castell Savoia, die langjährige Sommerresidenz der Königin Margherita. — Auch hier steckt alles voll Fremde, jedes primitive Kämmerlein und Stabelein ist an Forestieri, d. h. an Turiner und Mailänder vermietet. Das auch hier inmitten nüchternen moderner Bauten uralte deutsche Ansiedlungen sind, findet man bald heraus. Schon das Äußere der Häuser verrät, daß hier deutsch sprechende Leute wohnen. Breit und hablich ist Dach und Haus, tiefgebräunt, aber gewaschen und gescheuert die zahlreichen, schön geschnitzten Lauben.

Alles ist blitzblank, wie im Emmental oder im Appenzellerland; im Garten blüht die Goldmelise, wuchert der Rosmarin — auf Simsien und Tischen, allüberall die Geranien, der Stolz und die Freude der Hausfrau. Neben der geschwungenen Haustüre die Ruhebank und darauf tubakende Männer mit weißen Knebelbärten und schmucke Frauen. Zinnoberrot und fein gefältelt ist der Rock der Frau von Gressoney — unwillkürlich denkt man wieder an Appenzell — die Härte der Farbe wird angenehm gemildert durch den schwarzen, mit drei Edelweiß verzierten Vorplätz (Nieder) und durch die dunkle Schürze. Das Deutsch, das hier im Vorbeigehen an unsere Ohren klingt, ist leichter verständlich als drüben in Magna. — Wo wir beim Vorbeiwandern nach unserer Reiseroute befragt werden, prophezeit man uns, daß wir wahrscheinlich im Freien übernachten müßten, es sei kein Bett mehr frei im ganzen Talgrund. Aber wir hatten doch einen Zettel im Sack mit einer Adresse darauf. Und die hatte uns auf dem großen St. Bernhard ein Tischgenosse gegeben, der uns über unser Wanderziel sprechen hörte. „Geht nur zu dem Valentino Curta, der sorgt schon, daß ihr irgendwo unterkommt, der schickt keine Schweizer weiter!“ So hatte jener Mann uns geraten. Diese Adresse gab uns eine große Ruhe und obschon das Tal längst im kühlen Abend Schatten ruhte und wir noch nicht wußten, wo unsere müden Glieder hinstrecken, marschierten wir fröhlich vorwärts und sangen ein Lied ums andere, bis wir Gressoney-St. Jean erreichten. Das mahnte uns wieder ganz an ein Bündnerdorf, so groß und schön gebaut waren die Häuser. Der gewüttliche Bader, bei dem wir uns noch schnell verschönern ließen, rühmte uns den Curta. Das sei etwa noch ein senkrechter Mann, sagte er — und gescheit sei er auch, es sei nur schade, daß er nicht in der Schweiz wohne, der würde sicher dort noch einmal Bundesrat. — Und der Bader hatte wahrlich nicht übertrieben. — Curtas große blonde Tochter, die uns vor dem Gasthaus freundlich empfing und mit der wir bis zur Ankunft des Vaters so fröhlich plauderten, ließ uns erkennen, daß wir an der richtigen Türe angeklopft hatten. Curta Valentino ist Gastwirt, Krämer, Gemsjäger, Sindaco und was weiß ich alles. Er ist aber noch mehr, er ist ein großer Freund der Natur, ein Idealist, ein herzensguter Mensch, ein Dichter. Ja, glaubt es mir nur! Er schreibt nämlich ein Buch über das Tal. Schreibt es mit seinen zitternden Händen und trotz seiner kranken Augen mit wunderbarer Exactheit und seltenem Fleiß. Er schreibt darin nieder, woher die Gressoneyer stammen, und bei seinen Studien hat er herausgefunden, daß sie vom Obisenthal herkommen. Er schreibt über Volksbräuche, über Flora, Fauna, Sprache und Geschichte, kurz, er schafft eine regelrechte Talbibel. Und sicher haben die Mönche seiner Zeit nicht schöner und feiner schreiben und malen können, als Freund Curta. Mit größter Sorgfalt und bewundernswerter Ausdauer schafft er in jedem freien Augenblick an seinem



Gressoney Trinité mit Lyskamm.

(Phot. R. L. Pfeiffer, Zürich.)

Berl. Nicht daß er von irgend jemand dazu beauftragt worden ist, nein, er macht es vollständig aus freiem Willen, aus innerem Antrieb. Er will noch etwas retten von der Eigenart seiner schönen Heimat; denn er fühlt nur zu gut, daß das Deutschtum ennet den Alpen nur noch eine Frage der Zeit ist — Da wäre ich nun an der rechten Quelle gewesen, um mehr zu vernehmen über Land und Leute. Doch der einzige Abend, den wir dort verbrachten, war viel zu kurz dazu. Ueberdies mußten wir nur immer erzählen von unserer Heimat, von Bern und der Schweiz überhaupt. „Syt-er uf em Njewäg cho?“ fragt der Curta und heißt uns trinken. Als er hörte, daß wir vom Vötschentäl zu Fuß bis hieher wanderten, da war er des Lobes voll über uns. — Ob jemand zum Umbieten ausgesandt wurde, weiß ich nicht, item, sie kamen in die Gaststube hineingetrappet, einer nach dem andern. Freunde des Hauses kamen, der Bruder des Curta und andere wahrhaftige Bergler. Und wie lacht den Leuten das Herz im Leibe, wenn sie schweizerdeutsch sprechen hören. Sind doch die meisten Männer von Gressoney in früheren Jahren auch bei uns in der Schweiz gewesen, sei es als wandernde Tuchhändler oder als Maler und Maurergesellen. Wir brauchten nur zu sprechen, die Augen leuchteten förmlich. Und als wir Lieder sangen, da summteten sie mit, da wurden ihnen die Augen naß. „Schenkt ihnen doch ein, den Schwyzern!“ hieß es fortwährend. — Ich wollte aber meinen Sprachwunder noch einigermaßen befriedigen; so ging ich denn mit Frau Curta und Tochter in Küche und Stuben

und fing an auszufrägen: Sie gaben mir willig Auskunft und lachten nur über meine sonderbare Neugierde. „Wie sagt ihr dem?“ frug ich und zeigte auf ein schönes weißes Himmelbett. „Dem sagen wir Färichbett!“ Nun war's an mir zu lachen. Aber dann ging das Examinieren weiter: „Und dem da?“ — „Der Carigu“ (Stuhl). — „Und das?“ — „d' Butälle“ (Flasche). — „Und das?“ — „Das ischt der Chär!“ (Keller). So gings noch eine zeitlang fort. „Wie sagt ihr denn den Kartoffeln?“ frug ich weiter, als wir von unserem Rundgang in die Stube zurückkehrten, wo die jüngere Tochter eben mit Kartoffelschalen beschäftigt war. — „Hierfia“ sagen wir. — „Das ist nun doch zu gelungen“, lachte ich „und drüben in Magna sagen sie „Artuffule“ und weiter gegen Macugnaga „Treffia“ und in Pommat sagen sie wieder anders!“

Jede der sieben deutschen Stationen hat eben wieder ihre eigene Sprache. Da wären noch viel interessante Beispiele anzuführen. So das Wort Petersilie (italienisch prezzemolo). Das hört man in allen Nuancen: Brezzem, Brenzemmo, Petrizzem, Peterssem, Peterschrut zc. Der Garten heißt bald Gorte, dann Gorete, Cortel, in Magna sogar Trd. Ganz lustig kann es werden bei den Klüdnungsstücken. — Da sagte mir eines Morgens die Erminia zum Fenster herein, als ich noch im Bett war, sie wolle mit „d' Houschi“ waschen. Sie schlüpfte ins Zimmer und als ich mich für meine Hosen wehren wollte, sah ich zur größten Verwunderung, daß sie schnell die Socken nahm und davoneilte. Also den

Soden sagen sie „Houschi“, den Hosen dafür „ds Bruech“, den Finken aber „Tschugge“, dem Unterrod „d'Chutte“ was wir aber unter Chutte verstehen, das ist für sie „ds Rodje“ usw. — Was haben wir auch alle gelacht an jenem Abend in Curtas Stube! Ich frug noch nach alten Bräuchen. „Da ist nicht mehr viel erhalten“, sagt der Curta, „etwa noch die Fastnachtscherze und dann das Neujahrs-singen. Da ziehen alle Kinder, nicht nur die armen, von Haus zu Haus und singen:

„Ein glückseliges neues Jahr
Wünschen wir Euch von Herzensgrund —
Gottes Gnad viel Jahr bewahr'
Euren Leib und Seel gesund!“

Nun ward es aber doch Schlafenszeit. Und immer noch waren wir im Ungewissen, wo man uns betten wollte. Schüchtern frug ich endlich nach dem Nachtlager. „Wir haben vom Keller bis unter die First alles voll“, sagt der Curta, „aber geht mit meinem Bruder, der hat schon etwas gereiset!“ — In später Nacht gingen wir mit dem andern

Curta in sein Haus. Die Wildwasser donnerten in der Stille, Sterne glänzten hell durch leichtes Gewölk und auf dem Dorfplatz sang der Brunnen sein verlorenes deutsches Lied

„Ich habe das Haus auch voll Forestieri“, entschuldigte sich der Gastgeber, „aber ihr seid jung und habt gesunden Schlaf, schaut, hier habe ich Euch ein Lager bereitet“. Das Lager war in seiner Tischlerwerkstatt zu ebener Erde. Ueber einen Haufen frischer Spähne hatte er grobe aber blendend weiße Dinnen gebreitet, warme Decken darüber, daneben frisches Wasser und saubere Tücher. War das nicht mehr als gut genug für müde Glieder und einen weinschweren Kopf? — Als wir am andern Morgen früh beim Abschiednehmen die Curtas nach der Rechnung fragten, da hieß es: „Beleidigt uns nicht und fragt nicht nach dem — kommt übers Jahr wieder, schreibt uns vorher und Ihr sollt es besser antreffen — und nun — Gott befohlen!“ — Und freudig haben wir ihnen versprochen, wieder zu kommen.

Das Glücksheft.

Ein wahres Geschichtlein aus dem Bernbiet von Fritz Rydegger.

(Nachdruck verboten.)

Ein wundervoller Herbsttag ging zur Neige. Die kleinen zahllosen Wölklein am Himmelsfirmament leuchteten im Feuer des prächtigen Abendrotes und spielten mit ihrem purpurnen Schimmer in den blanken Fensterscheiben des kleinen Wirtshauses weit hinten an der Straße, die von den Bergen in das ebene Land hinausführt.

Die muntere Wirtin war heute sehr beschäftigt gewesen. Die reizvolle Stimmung der herbstlichen Natur hatte viele Touristen hinausgelockt in die freie Luft der Berge, und wenige ließen es sich nehmen, bei der Rückkehr ein Schöpflein zu trinken aus dem Fasse der rühmlichst bekannten Bärenwirtin.

Sie war aber deswegen nichts weniger als mürrisch, sondern rieb sich vergnügt die Hände.

Da rasselte in scharfem Trabe eine Zweispännerkutsche die Straße daher und hielt vor dem Wirtshaus an. Das war ein seltenes Ereignis; denn bessere Herrschaften kamen meist mit dem Auto und hielten nicht Einkehr im einfachen Landwirtshaus. Und jetzt machte gar ein Zweispänner beim „Bären“ Halt! Kein Wunder, wenn schon die überraschte Wirtin schier den Kopf verlor.

„Boz Bliß“ rief sie, indem sie schnell nach dem Tischlumpen griff und hastig Tische und Stühle „abstaubete“, obschon sie noch so blank wie am Morgen waren, „da hält eine Kutsche, und erst eine schöne, und mein Mann ist nicht da. Daß man auch so „Ungfehl“ haben kann! Schnell Benzli, lauf hinaus und hilf dem Kutscher ausspannen“.

Der war aber schon lange draußen und ging dem Kutscher an die Hand, wie wenn er selbst der Wirt wäre.

„Teufelsbub, der!“ schmunzelte die Wirtin, „dem braucht man nichts zu sagen, der hat schon selber seine Augen.“

In diesem Augenblicke trat ein freundlicher, behäbiger Herr in das Wirtszimmer.

„Guten Abend, Frau Wirtin“, sagte er, „in meinem Magen ist es zwar schon Nacht. Ich habe einen fürchterlichen Hunger und kann nicht warten, bis wir in der Stadt sind. Was kann man schnell haben?“

Ein zufriedenes Lächeln spiegelte sich auf den Zügen der Wirtin. „Stierenaugen wären am ersten fertig, und Kopfsalat dazu“, meinte sie. Sie habe gar bsunderbar schönen in ihrem Gärtlein und an gutem Essig und Del mangle es nicht. Auch geräucherte Würste seien vorhanden.

Dem fremden Herrn lief das Wasser im Munde zusammen; er lobte die Wirtin und meinte ironisch, hier gehe es ja zu wie in einem großen Gasthose, jetzt solle sie aber pressieren, sein Magen knurre wie ein zorniger Gryllibär. Unterdeffen hatte der Herr eine prächtige Tabakspfeife gestopft und passfte nun in behäbiger Zufriedenheit vor sich hin.

Einer „Surrummel“ (Surrfliege) gleich schoß die Wirtin in die Küche. Ein lustig Feuer prasselte bald auf dem Herde. „Tummele Dich!“ rief sie einem Mädchen zu, „der Herr hat gewaltigen Hunger. Schnell hole frische Eier aus dem Nest. Und du, Benzli, steige hurtig hinauf ins Kamin und bring ein halbes Duzend Rauchwürste herunter, der Kutscher wird auch was wollen. Wo nur mein Mann so lange bleibt? Der guckt gewiß wieder jeden Halm extra an und staunt den Krähen nach und den Tauben. Er ist doch immer der gleiche Trappi!“